

dtv

*Reihe Hanser*

Während der Reichspogromnacht 1938 wird auch die Konditorei der Finkelsteins zerstört. Sie ziehen ihre Konsequenzen und machen sich von Brandenburg auf in eine ungewisse Zukunft. Schanghai war damals für fast 18000 deutsche und österreichische Juden ohne Visum und Bürgerschaft der einzige Fluchtort.

Während die Eltern ums Überleben kämpfen, erobert Inge die Stadt, die Menschen und die Sprache. Schanghai wird ihr über acht Jahre zur Heimat. Die Finkelsteins sind sie in dieser Stadt nie heimisch geworden, für sie war es immer nur eine Durchgangsstation.

Soll sie mit ihren Eltern nach dem Krieg irgendwo wieder neu anfangen? Würde sie nicht lieber bleiben wollen ...

»Ein absolut gelungener mitreißender Jugendroman, der neben einem glänzend recherchierten Faktenwissen vor allem die kindlich-jugendliche Fähigkeit feiert, sich selbst auch unter widrigsten Umständen ein selbstbestimmtes Leben aufzubauen.« *Jüdische Zeitung*

*Susanne Hornfeck* ist Germanistin und Sinologin, Autorin von Sachbüchern und Übersetzerin. Fünf Jahre lebte und lehrte sie in Taipeh. Für ihre Übersetzungen wurde sie u. a. mit dem C.H.Beck-Übersetzerpreis 2007 ausgezeichnet. ›Ina aus China‹ (dty 62330) war ihr erster Roman und wurde in zwei chinesischen Ausgaben in der Volksrepublik China und in Taiwan veröffentlicht und ist ein großer Erfolg.

Susanne Hornfeck

# Torte mit Stäbchen

Eine Jugend in Schanghai

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtvreihehanser.de](http://www.dtvreihehanser.de)**



2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2012 dtv Verlagsgesellschaft GmbH & Co. KG, München  
Umschlag: xyz und [www.flickr.com/photos/chinapostcard](http://www.flickr.com/photos/chinapostcard)  
(Hintergrund)  
Karten (S. 374/375, 376/377): Astrid Fischer-Leitl, München  
Gesetzt aus der Caslon  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62609-5

Muss i denn, muss i denn ...

Genua, 1938 – Jahr des Tigers

虎

Es war ein heiterer Tag mit weißen Schäfchenwolken, ungewöhnlich warm für die Jahreszeit. Zumindest wenn man aus dem Norden Deutschlands kam und einen dicken Wintermantel trug. Inge musste ihn anhaben, denn in den Koffer hatte er nicht mehr hineingepasst. Nun stand sie schwitzend zwischen Mutter und Vater an der Reling der »Conte Biancamano«. Graf Weiße Hand – ein passender Name. Das klang nach dem Märchenprinzen, der dich bei der Hand nimmt und vor allem Bösen rettet.

Ein weißer Märchenprinz war es auch gewesen, der sie nach der endlos langen Zugfahrt vor den Menschenmassen in der Wartehalle am Hafen gerettet hatte. Wieder waren sie mit Hunderten anderer Passagiere und Unmengen von Gepäck zusammengepfercht gewesen. Im erregten Stimmengewirr hörte man viel Deutsch, aber die Durchsagen waren alle auf Italienisch – keiner kannte sich aus. Dann war ein Mann von der Reederei erschienen, hatte ihre Karten inspiert, und auf einmal war alles ganz anders. Eine Verbeugung andeutend, hatte er Inge und ihre Eltern freundlich angelächelt: »Schanghai?« Auf ihr verschüchtertes Nicken hin hatte er einen Kabinen-

steward herbeigewinkt. So war Paolo in Inges Leben getreten. Nach all den braunen und schwarzen Uniformen in ihrer Heimat war er ihr wie ein Engel in Weiß und Gold erschienen. Mit schwarzen Locken und spitzbübischen dunklen Augen. Inge fand ihn wunderbar, und auch er schien einen Narren an dem Mädchen mit den blonden Zöpfen gefressen zu haben.

»Ich bin Ihre Kabinesteward und werde während die Reise für Ihre Wohl sorgen«, hatte er sich in einem klangvollen Deutsch vorgestellt, das einsamen Konsonanten gern einen Vokal an die Seite gab.

»Das Ihre gesamte Gepäck?«

Inges Vater hatte nur stumm genickt.

Mit großer Geste griff er nach den Koffern und packte sie auf einen kleinen Gepäckwagen. Als er den letzten anhob, zog er hörbar die Luft ein, sagte aber nichts. Mutter und Tochter tauschten einen wissenden Blick.

»Bitte Sie mir folgen.«

Folgen war sonst nicht Inges Stärke, aber diesmal trabte sie ohne Zögern hinter ihrem Retter über die Gangway hinein in die weiße Innenwelt des riesigen Schiffs und über Treppen und Gänge immer weiter hinauf.

»Hier oben sind Kabinen erste Klasse. Ihre hat Numero 375. Außenkabine mit Blick auf Meer. Prego, Signora.«

Schwungvoll öffnete er die Tür. Inges Mutter war so verblüfft, dass sie im Türrahmen stehen blieb. Inge musste sie ein wenig zur Seite schieben, um auch etwas sehen zu können: ein richtiges kleines Wohnzimmer, aber statt des Fensters hatte es ein rundes

Bullauge, durch das Hafen und Berge zu sehen waren; in der Mitte eine Sitzgruppe mit Sofa und Sesseln, auf dem Tisch eine Obstschale und eine Wasserkaraffe samt Gläsern, bedeckt mit einer gestärkten weißen Serviette. Es roch nach Möbelpolitur.

»Nebenan ist Schlafezimmer, und für Signorita haben wir Bett in Ankleidezimmer gestellt. Ich hoffe, das ist Signorita angenehm.«

Angenehm? Inge war schlichtweg begeistert von ihrem privaten Reisekämmerchen.

»Ich voretschlage, Sie gehen jetzt auf Promenadendeck, sonst Sie verpassen Auslaufen. Ich auspacke Koffer.«

Dieses Angebot riss Inges Mutter aus ihrer Erstarrung. »Aber nein«, stieß sie hervor, »das machen wir später selbst. Bemühen Sie sich nicht.«

Paolo gab erst auf, als Inges Mutter ihm mit Nachdruck erklärte, dass sie jetzt allein sein wollten.

»Zum Promenadendeck vorne rechts, dann Treppe hinauf. In zehn Minuten wir ablegen«, mahnte er, bevor er ging, und blinzelte Inge verschwörerisch zu. »Bitte klingeln, wenn Sie etwas brauchen.«

Seufzend ließ Inges Mutter sich gegen die geschlossene Tür fallen, der Vater sank, den Hut noch auf dem Kopf, in den nächsten Sessel. Doch Inge ließ ihnen keine Ruhe.

»Wir müssen an Deck. Schnell! Ich will doch sehen, wie das Schiff ablegt.«

»Das Kind hat recht, Willi. Das dürfen wir nicht verpassen.«

Triumphierend zerrte Inge die beiden eine weitere

Treppe hinauf aufs Promenadendeck. Dort herrschte längst nicht solches Gedränge wie auf den unteren Etagen, wo die Menschen um einen Platz an der Reling kämpften. Alle wollten das Ablegemanöver verfolgen oder zurückbleibenden Angehörigen winken. Inge und ihre Eltern hatten niemand, dem sie winken konnten.

Die beiden riesigen Schornsteine des Dampfers spuckten bereits schwarze Rauchschwaden, die Schiffssirene stieß ein dumpfes Blöken aus, und die Bordkapelle intonierte einen flotten Marsch. Die riesigen Schiffsschrauben wirbelten das Wasser zu weißer Gischt. Am Kai machten Hafenarbeiter die armdicken Leinen von den Pollern los. Inge spürte den gewaltigen Schiffsleib unter sich beben, das Stampfen der Maschinen ließ ihre Fußsohlen vibrieren. Sie schaute zurück auf die Hafenanlage und die steilen Hänge dahinter. Dort stapelten sich Häuser bis hoch hinauf, dazwischen reckten Palmen ihre Wuschelköpfe. Die schonungslose Sonne des südlichen Mittags ließ jedes Detail deutlich hervortreten. Das Halbrund der Berge bildete die gut ausgeleuchtete Kulisse für diesen dramatischen Moment, den sie wie von einem Logenplatz mitverfolgte. Jetzt spielte die Kapelle »Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus ...« Aber statt des großen Auftritts wurde die Kulisse nach hinten weggezogen; zwischen Kai-mauer und Schiffswand klaffte eine Lücke, die sich rasch mit schmutzigem Hafenwasser füllte und immer größer wurde. Eben noch unbeteiligter Zuschauer, trafen Inge die Ereignisse plötzlich wie ein Magenschwinger. Hilfe suchend blickte sie nach links und rechts zu den Eltern auf: Der Vater mit grauem Gesicht, den



Blick starr geradeaus; die Mutter das weiße Batisttaschentuch an den Mund gepresst, jeder ganz und gar mit sich selbst beschäftigt. Kein vielversprechender Anfang für eine Schiffsreise. Und Inge? Die wusste natürlich, dass es der Dampfer war, der sich mühsam in Bewegung setzte. Dennoch kam es ihr vor, als würden Hafen und Berge sich von ihr entfernen. Fassungslos sah sie zu, wie man ihr das Land wegzog.

\*\*\*

Zurück in der Geborgenheit der holzgetäfelten Kabine nahm der Vater zum ersten Mal seit Beginn der langen Reise den Hut ab. Erschöpft strich er sich mit den Handflächen über den kahlen Schädel, auf dem sich dunkel die ersten nachwachsenden Haarstoppeln abzeichneten.

»Herrje, Marianne, wo sind wir denn hier gelandet? Ich bin überhaupt noch nicht zum Denken gekommen, seit du mich da rausgeholt hast. Wieso dieser unnötige Luxus?«, seufzte er, nachdem sich die kleine Familie um den Tisch versammelt und aus der Wasserkaraffe bedient hatte.

»Was blieb mir anderes übrig?«, entgegnete seine Frau. »Alles war über Monate ausgebucht, und die Passagen in der ersten Klasse hab ich auch nur bekommen, weil dieser arme Junge an Scharlach erkrankt ist und seine Familie nicht fahren konnte. Aber wo wir nun schon mal hier sind, können wir's ebenso gut genießen. Ein bisschen Luxus kann dir nicht schaden, nach allem, was du durchgemacht hast.«

Wilhelm Finkelstein blickte mit einer Mischung aus Bewunderung und Resignation zu seiner Frau hinüber.

»Auf dem Schiff gibt's sogar ein Kino und ein Schwimmbad«, quasselte Inge sich dazwischen. Niemand beachtete ihren Einwurf.

»Ich mach dir ja keine Vorwürfe, Marianne. Es ist nur alles so schnell gegangen. Schanghai war für mich bisher bloß ein Punkt auf der Landkarte.«

»Für mich ja auch, Willi.«

»Aber nicht für mich«, bemerkte Inge, um dann auch gleich weit auszuholen: »Schanghai ist eine große Hafenstadt an einem Fluss, der kurz darauf ins Meer mündet«, sprudelte sie los. »Da ist alles groß und laut und bunt. Und man kann auf der Straße essen, und die Kinder müssen nicht so früh ins Bett wie in Deutschland. Statt mit dem Taxi fährt man in einer Rikscha, die wird von einem Mann gezogen. Und wenn man eine mieten will, winkt man mit der Hand. Aber so, mit den Fingern nach unten.« Sie fuchtelte mit der Hand vor den Gesichtern ihrer verblüfften Eltern. »Und dazu sagt man *lái lái*. Da muss die Stimme ein bisschen nach oben gehen. Habt ihr gewusst, dass das Chinesische vier verschiedene Töne hat? Wenn man den falschen erwischt, bedeutet es ganz was anderes. Man kann sich furchtbar blamieren. Und zur Begrüßung fragen sich die Leute, ob sie schon gegessen haben. Ist das nicht lustig? Aber es stimmt überhaupt nicht, dass alle Chinesen Hunde und Vogelnester essen.« Ganz außer Atem hielt Inge mit ihrer Belehrung inne.

»Woher weißt du denn das alles?« Die Eltern sahen ihre Tochter erstaunt an.

»Von Ina, die kommt doch aus Schanghai. Sie hat mir viel von Zuhause erzählt, und ein bisschen Chinesisch hat sie mir auch beigebracht.«

Jetzt erinnerte sich ihre Mutter an das kleine Chinesenmädchen, das in Brandenburg als Pflegekind lebte und mit Inge zur Schule gegangen war. Sie war in den Wochen vor der Abreise oft zu Besuch gekommen, doch damals war sie selbst viel zu beschäftigt gewesen, um sich zu fragen, was die beiden in Inges Zimmer trieben.

»Ich dachte, ihr spielt mit euren Puppen.«

»Dazu hatten wir keine Zeit. Ich musste sie doch über Schanghai ausfragen. Die Puppen hab ich ihr dagelassen, bis auf die Gundel.«

Bei der Erwähnung von Inges Lieblingspuppe warf die Mutter einen hastigen Blick auf ihre Uhr. »Höchste Zeit zum Mittagessen. Paolo hat uns fürs zweite Menü eingetragen, das wird um halb zwei serviert. Deine Sachen kannst du später auspacken, Inge.«

»Soll ich die Stäbchen mitnehmen, die Ina mir geschenkt hat? Dann kann ich schon mal üben.«

»Aber Kind«, kam es mit leisem Vorwurf von der Mutter. »Wir sind doch noch nicht in China.«

»Ich komme nicht mit, Marianne. Ich möchte nicht im Speisesaal essen«, sagte der Vater ruhig, aber bestimmt. »Nicht in diesem Zustand.«

»Dann werden wir eben Paolo bitten, dass er dir was in die Kabine bringt.« Bevor er protestieren konnte, hatte sie schon nach dem Kabinensteward geklingelt, der auch prompt erschien.

»Ich hoffe, die Herreschaften haben sich eingerichtet. Was kann ich für Sie tun?«

»Würden Sie meinem Mann bitte ein leichtes Mittagessen in die Kabine bringen? Eine Bouillon vielleicht.«

»Aber gerne. Er fühlt sich nicht wohl? Benötigen Sie Dottore?«

»Nein, nein, Paolo, nur eine kleine Unpässlichkeit. Wenn Sie uns jetzt vielleicht den Speisesaal zeigen?«

»Mit Veregnügen, Signora. Gentilissima Signorita.« Damit machte er vor Inge eine galante Verbeugung und ging den beiden voraus.

\*\*\*

Der Speisesaal der ersten Klasse war ein eindrucksvoller, spitz zulaufender Raum ganz vorn am Bug des Schiffes. Durch die großen Panoramascheiben sah Inge zum ersten Mal aufs offene Meer hinaus. Doch ihre Aufmerksamkeit wurde ganz von ihrer unmittelbaren Umgebung in Anspruch genommen: funkelnde Kristalllüster, das Klingen von Gläsern und Besteck, vielsprachiges Stimmengewirr. Paolo bugsierte sie vor sich her durch Tischreihen mit blütenweißen Damasttischdecken. Dann stellte er sie ihren Tischnachbarn vor, einer stattlichen deutschen Dame mit ihrem etwa fünfzehnjährigen, pummeligen Sohn.

»Reisen Sie auch nach Schanghai?«, erkundigte sich Frau Kommerzienrat Schwab, während sie mit beringten Fingern die Serviette über ihren Schoß breitete, der Sohn schaute gelangweilt zum Fenster hinaus.

»Ja«, erwiderte Inges Mutter schlicht.

»Wir leben da schon länger. Mein Mann hat eine

Firma dort, und Rüdiger besucht die Kaiser-Wilhelm-Schule. Wir kommen gerade vom Heimaturlaub. Ein Jammer, dass man im Ausland lebt, jetzt, wo die Bewegung Fahrt aufgenommen hat. Wir waren sehr beeindruckt, nicht wahr, Rüdiger?»

Ein beiläufiges Nicken des Sohns, Frau Finkelstein blieb still. Doch die Einsilbigkeit ihres Gegenübers schien Frau Schwab keineswegs zu stören. Sie bedurfte keiner Ermutigung. Wortreich klärte sie ihre Tischnachbarin über die Unsitten der Chinesen auf; wie schmutzig sie seien, dass sie spuckten und feilschten und einen bei jeder Gelegenheit übers Ohr hauten.

»Beim Personal müssen Sie sich besonders vorsehen«, fuhr Frau Schwab fort. »Kaum stellt man einen Küchenboy ein, schon bringt er seine ganze Sippe mit. Und dann die Sache mit dem *cumshaw*. Von dem Geld, das man ihnen für den Einkauf gibt, wandert die Hälfte in die eigene Tasche.«

Inge hörte sich das alles an. Wie gut, dass man mit vollem Mund nicht reden durfte, sonst hätte sie bestimmt widersprochen. Inge hatte schließlich eine chinesische Freundin, die weder schmutzig war noch spuckte. Und anstatt zu feilschen, hatte sie ihr die Essstäbchen aus Elfenbein geschenkt, eines der wenigen Andenken an die Heimat. Wie viel praktischer die jetzt wären, dachte Inge bedauernd, während sie mit der schweren Silbergabel die widerspenstigen Spaghetti zu bändigen suchte. Ihr gegenüber verputzte Rüdiger sein Steak. Fasziniert sah Inge zu, wie er das blutige Fleisch zersägte. Am Gespräch beteiligte er sich nur nach ausdrücklicher Aufforderung seiner Mutter.

Bei Inge bedurfte es solcher Aufforderung nicht. Sie handelte streng nach dem Motto: »Wer nicht fragt, bleibt dumm«, auch wenn ihr das manch strafenden Blick ihrer Mutter einbrachte. Als ihr Teller endlich leer war, konnte sie ihre Neugierde nicht länger zügeln und mischte sich ungefragt ins Gespräch der Erwachsenen ein.

»Können Sie Chinesisch?« Es interessierte sie brennend, wie diese Frau sich mit ihren chinesischen Bediensteten verständigte.

»Aber nein, natürlich nicht, mein Kind, das kann man unmöglich lernen. Wozu auch! Mit den Dienstboten spricht man Pidgin-Englisch.«

Was war denn das nun wieder? Inge hatte zwar in der Schule ein bisschen Englisch gelernt, aber von dieser Pinguin-Sprache hatte sie noch nie gehört. Außerdem war sie sich sicher, dass man Chinesisch lernen konnte. Sie hatte ja bereits damit angefangen.

Nach einem abschließenden Mokka für die Mutter und einem Eis für Inge verabschiedeten sie sich von ihren Tischnachbarn.

»Puh, die hört ja gar nicht mehr auf zu reden«, bemerkte Inges sonst so höfliche Mutter, als sie außer Hörweite waren.

»Kein Wunder, dass der Sohn keinen Ton sagt.«

»Das könnte dir nicht passieren, mein Entlein.« Frau Finkelstein legte liebevoll den Arm um die Schulter ihrer vorlauten Tochter. Inge wurde von den Eltern auch Entlein genannt, weil sie immer dazwischenquakte.

»Mama, lass uns beim Schwimmbecken vorbeigehen.«

gehen«, bettelte Inge auf dem Rückweg in die Kabine. »Ich würde so gern baden gehen.«

»Inge, wir haben Dezember.«

»Aber hier ist es doch viel wärmer als zu Hause.«

Tatsächlich planschten einige Kinder in dem Becken, während ihre Mütter auf Liegestühlen ausgestreckt in Gespräche oder Bücher vertieft waren. Wie gerufen erschien der allgegenwärtige Paolo. »Darf ich reservieren Deckchair für Signora?«

»Au ja, Mama, bitte!« Inge strahlte ihren Retter an.

»Du weißt genau, dass man mit vollem Bauch nicht schwimmen soll. Frühestens nach dem Mittagsschlaf.« Und zu Paolo: »Wir kommen um drei.«

Nicht einmal Inge hatte gegen Mittagsschlaf etwas einzuwenden. Die Reise und die Aufregungen der letzten Woche hatten allen schwer zugesetzt. Ohne Widerrede zog sie sich in ihr Kämmerchen zurück, legte sich aufs Bett und schlief sofort ein.

Inges Mutter wusch noch rasch ein Paar Seidenstrümpfe im Waschbecken aus und breitete sie zum Trocknen über ein Handtuch. Sie hatte sie während der langen Zugfahrt nicht wechseln können.

Inge war als Erste wieder munter und weckte ihre Eltern. Den Badeanzug mit dem aufgenähten Freischwimmerabzeichen hatte sie bereits angezogen, ein Handtuch nahm sie sich vom Waschtisch. Dann stiegen sie die Treppe zum Promenadendeck hinauf.

Inge hatte den ganzen Pool für sich und machte toten Mann. Man musste sich einfach nur auf den Rücken legen; wenn man sich ganz leicht machte und keine Angst bekam, ging man nicht unter. In Bran-

denburg mit seinen vielen Seen und Kanälen lernten die Kinder früh schwimmen; auch Inge hatte die Sommer, solange ihr das noch erlaubt war, mit den Freundinnen im Freibad am Grillendamm verbracht.

Es war wunderbar, sich einfach treiben zu lassen und in den blauen Himmel zu schauen. Vor allem, wenn man sich vorstellte, dass man dabei wie in einer schwimmenden Badewanne über ein noch viel größeres Wasser glitt. Aber auch die Gedanken begannen zu treiben. Inge dachte daran, wie sie mit Lotte und Ina den bestandenen Freischwimmer mit Kakao und Kuchen im elterlichen Café gefeiert hatten. Plötzlich wurde ihr kalt.

»Jetzt ist aber Schluss, Inge. Du hast ja schon ganz blaue Lippen!« Die Stimme der Mutter aus dem Deckchair holte sie in die Gegenwart zurück. Bibbernd zog sie sich warme Sachen an und kroch im Liegestuhl neben der Mutter unter eine Decke. Auch ihr Vater hatte sich überreden lassen, die Kabine zu verlassen. Er stand, den unvermeidlichen Hut auf dem Kopf, etwas abseits an der Reling und starrte aufs Meer hinaus. Dass dem das nicht langweilig wurde, wo es außer Wasser doch rein gar nichts zu sehen gab? Aber Inge verstand ihn. Vermutlich war auch er in Gedanken weit weg, nur dass seine Erinnerungen nicht nach Torte und Pflaumenkuchen schmeckten.

Als sie wieder in die Kabine kamen, erwartete sie ein vorwurfsvoller Paolo an der Tür, in der Hand einen Wäschesack mit dem Emblem der Lloyd Triestino, den Initialen L und T verbunden durch einen Anker.

»Aber Signora, Sie brauchen Wäsche doch nicht



selber waschen«, sagte er mit Nachdruck und ließ Mutter und Tochter einen Blick in den Wäschesack werfen, in dem ein einsames Paar Seidenstrümpfe lag. »Das machen wir für Sie. Im Schrank finden Sie Vorrat von diese Wäschesäcke. Einfach an Tür hängen. Nächste Tag alles ist wieder da.«

Während der Ereignisse der vergangenen Wochen hatte Inge ihre Mutter nicht ein einziges Mal verlegen gesehen. Nun kroch eine leichte Röte vom Hals über ihr Gesicht. Statt gegen die Entführung ihrer Strümpfe zu protestieren, nickte sie nur und erwiderte: »Danke, Paolo. Wir gehen jetzt zum Abendessen.«

Diesmal waren sie zu dritt. Während Frau Finkelsstein den Luxus, das Lichtermeer, die leise Klaviermusik, die ganze exklusive Welt des Speisesaals allmählich zu genießen schien, verzehrte ihr Mann lustlos, was ihm vorgelegt wurde. Es war ein Pflichtakt, den er stumm vollzog. Selbst Frau Schwab, die ihn nur zu gern ausgefragt hätte, scheiterte an seinem stoischen Schweigen.

Satt, zufrieden und müde von den Ereignissen dieses ersten aufregenden Tages auf See verzog Inge sich bald nach dem Essen unaufgefordert in ihr Kämmerchen. Die Seeluft hatte sie müde gemacht, und sie war schon im Halbschlaf, als sie nebenan die erregten Stimmen ihrer Eltern hörte.

»Marianne, versteh mich richtig, ich bin dir unendlich dankbar, dass du mich da rausgeholt hast, aber wie konntest du ein solches Risiko eingehen?«

»Dann sag mir mal, wie wir uns von zehn Reichs-

mark pro Kopf da drüben eine Existenz aufbauen sollen? Den Erlös aus dem Verkauf von Café und Konditorei durften wir ja nicht mitnehmen. Was uns der Wallenburger dafür bezahlt hat, war ohnehin ein Witz. Immerhin hat es für die Schiffspassagen gereicht.«

»Das ist es ja, was mich so fertigmacht, dass ich dich mit hineinziehe, in dieses ganze Elend. Da hast du dich mit deinen Eltern überworfen, um einen mittellosen Juden aus dem Waisenhaus zu heiraten. Und als er dann endlich was auf die Beine gestellt hat, nehmen sie's ihm wieder weg.«

»Aber mich werden sie dir nicht wegnehmen«, hörte Inge die Mutter leise, aber bestimmt sagen. »Es ist eine Verschnaufpause, die wir uns hier erkaufte haben. Wer weiß, was uns am anderen Ende der Reise erwartet. Dann bleibt uns womöglich nur mein Familienschmuck.«

»Schon gut, Marianne. Ich versteh dich ja, aber wie konntest du ausgerechnet die Puppe dazu hernehmen. Wenn die Zollbeamten das entdeckt hätten! Vor dem Kind!«

»Es war der sicherste Platz«, rechtfertigte sich die Mutter. »Und wenn ich meinen Schmuck schon versetzen muss, kann ich ihn ebenso gut vorher noch mal tragen«, fügte sie bitter hinzu.

Bei dem Wort Puppe war Inge auf einmal hellwach. Während des ersten Tages auf See hatte sie völlig vergessen, die Gundel, ihre Käthe-Kruse-Puppe, auspacken. Höchste Zeit, dass sie aus dem Schulranzen befreit wurde, in dem sie gereist war. Jetzt sofort wollte Inge sie zu sich ins Bett holen. Als sie leise die Tür

öffnete, sah sie ihre Mutter am Tisch sitzen und mit den Fingern im weichen Stoffkörper ihrer Puppe wühlen. In Gundels Rücken klaffte ein Loch. Inge stieß einen spitzen Schrei aus: »Mama! Was machst du da?«

Die Köpfe der Erwachsenen fuhren herum.

»Inge!« Ihre Mutter fand als Erste die Sprache wieder. »Äh ... wegen der Gundel. Ich kann dir das erklären. Ich hab da eine kleine Operation an ihr vornehmen müssen. Sie hat uns geholfen, etwas sehr Kostbares über die Grenze zu bringen.« Vor ihr auf dem Tisch lagen ein Diamantring, ein Paar passende Ohrringe, einige Broschen und eine feingliedrige Goldkette. »Ich verspreche dir, dass ich sie jetzt sofort wieder zunähe. Mit Narkose.«

Inges Mutter hatte den ziemlich ramponierten Stoffkörper der Puppe schon mehrfach geflickt und ihr auf Inges Geheiß zuvor immer eine Betäubungsspritze mit der Nähnadel gegeben.

»Betäubung ist nicht nötig. Dies spürt sowieso nichts.«

Einen Moment lang sah die Mutter ihre Tochter verblüfft an. Dann sagte sie: »Da siehst du, Willi, was für ein großes, verständiges Mädchen wir haben, auch wenn sie erst zehn ist. Ich finde, Inge sollte unsere Vertraute sein. Nach allem, was passiert ist, können wir ihr keine heile Welt mehr vorspielen. Unsere kleine Familie muss zusammenhalten und miteinander reden. Gemeinsam können wir besser mit der neuen Lage fertig werden. Übrigens finde ich es großartig, dass sie jetzt unsere China-Expertin ist. Oder hast du gewusst, dass das Chinesische vier Töne hat?«

Der Vater zuckte nur mit den Schultern, doch sein

Blick ruhte mit liebevollem Staunen auf seiner Tochter.

Geschickt nähte Inges Mutter die Puppe wieder zu und schickte die beiden anschließend ins Bett. »Und sei mir bitte nicht böse. Es musste einfach sein«, sagte sie noch, als sie sich über Inge beugte und ihr einen Gute-Nacht-Kuss gab, den zweiten an diesem Abend. Dann schloss sie leise die Tür zum Ankleidezimmer.

Doch einmal geweckt, ließ sich die Vergangenheit nicht aussperren. Erinnerungen drängten mit Macht an die Oberfläche. Diesmal waren es keine glücklichen Bilder wie unter dem blauen Nachmittagshimmel. Jetzt war dunkle Nacht, so wie damals, als markerschütterndes Krachen und Klirren sie geweckt hatte. In das Bersten von Glas hatte sich das Johlen von Männerstimmen gemischt. Knappe Befehle wurden geschrien, wieder krachte es. Tritte gegen das Hoftor, dann das Splittern von Holz. Die Stimmen, lauter jetzt, grölten in der Einfahrt und schallten gleich darauf durchs Treppenhaus: »Komm raus, du Judenschwein!«

Inge hatte das für einen schlimmen Traum gehalten. Doch als sie sich in den Arm zwickte, musste sie feststellen, dass es daraus kein Erwachen gab. Sie hatten den Vater mitgenommen, die Konditorei und das Café kurz und klein geschlagen. Danach war nichts mehr so gewesen wie zuvor. Inge drückte ihre Puppe an sich, um nicht wieder in diesen Albtraum zurückzufallen, aber die Gundel kam ihr irgendwie hohl vor.

Am nächsten Morgen beim Frühstück trug auch Frau Finkelstein neben ihrem Ehering einen Diamant am Finger.